

struktur; die Zwischenräume werden erfüllt von Augit und Hornblende; auch Orthoklas, Biotit, Zoisit, Andalusit (zum Teil Chiastolith), Chlorit, Epidot, Titanomorphit, Magnetit und Spinell finden sich. Der Andalusit, besonders der Chiastolith, bezeugt, daß die das Beil zusammensetzenden Mineralien einem Kontakthofe angehören, ebenso bezeugt die Hornblende, die wohl zum Teil aus dem Augit entstanden ist, dasselbe. Es besteht das Beil also aus Diabas, welcher später durch ein anderes Eruptivgestein in seinem Bestande etwas modifiziert worden ist.

Da der Fundort nicht sicher bekannt ist, entfällt die Frage, ob es sich noch an seinem ursprünglichen Bildungsorte befindet oder ob es von Menschen nach anderen Orten hin verfrachtet worden ist.

Halle a. S., Oktober 1904.

Dr. O. Luedecke,
Professor der Mineralogie a. d. Universität.

Übersicht über vorgeschichtliche Veröffentlichungen des letzten Jahres im Gebiet der sächsischen und thüringischen Länder.

1. Bei den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft über die von Prof. Klaatsch vorgelegten Feuersteingebilde aus obermiozänen Schichten Südfrankreichs (Tertiärsilex) machte Dr. Götze u. a. Mitteilung über eine von mehreren Geologen besprochene Fundstelle diluvialer Tierknochen in einem Gipsbruch zwischen Öpitz und Krölpa bei Pössneck, welche außer zweifelhaften Spuren menschlicher Anwesenheit auch ein ganz unzweifelhaftes menschliches Artefakt enthalten hat, nämlich ein der Länge nach durchbohrtes Stück einer Renntierstange, das am unteren Ende Schnitte aufweist. — In derselben Sitzung legte Dr. Hahne eine Reihe von Silex vor, die er aus dem freien Diluvium des Elbaltals in Kiesgruben bei Magdeburg gewonnen hat; auch sie zeigten menschliche Bearbeitung, Retusche, Dangelung auf. — Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß diese Funde ebenso wie die von Taubach der letzten Interglazialzeit angehören, also nur von dem diluvialen Menschen Zeugnis geben, aber nicht von dem tertiären, der durch die

von Klaatsch vorgelegten Silex bewiesen sein würde, falls die menschliche Bearbeitung derselben zweifellos sicher wäre. (Zeitschr. f. Ethnologie 1903, S. 487—498.)

2. In den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1903, Heft 6 S. 87—95 beschreibt Dr. Seelmann steinzeitliche Gefäße aus dem Kreise Dessau. Sie sind nicht zahlreich im Vergleich zu den Funden in den Kreisen Cöthen und Bernburg. Von mehreren einzeln gefundenen Gefäßen, zwei Kugelamphoren und einem scharfkantigen Henkeltopf der norddeutschen Tiefstichkeramik fehlen sichere Fundberichte. Daß die Kugelamphoren Gebeinreste enthalten haben sollen, glaube ich nicht; die Erscheinung ist wohl dadurch zu erklären, daß vermutlich die Finder mitgefundenen Knochenreste, auch kalzinierte, zur besseren Transportierung in die Gefäße gelegt haben. Von einem anderen Gefäß, der schon früher veröffentlichten offenen Amphora von Reppichau, steht es fest, daß sie Gebein nicht enthalten hat; sie hat aber unter Steinschichten in Branderde gestanden. Die offene Amphora, ein Begleitgefäß der Kugelamphora, ist, wie diese, gleichzeitig dem Bernburger Typus. Die Brandspuren können deshalb nicht auffallen, da auch die Gräber des Bernburger Typus trotz Skelettbestattung regelmäßig Spuren vom (Kultus-) Feuern aufweisen.

Der interessanteste Fund ist der von Törten (südlich von Dessau bei Station Haideburg). Hier fanden sich zusammen mit zwei Kugelamphoren mehrere Gefäße, von denen zwei bisher noch nicht als Begleiter der Kugelamphoren bekannt waren. Die mitgefundenen Knochenstückchen und Holzkohle deute ich auf eine Bestattung nach Art des Bernburger Typus. Als Hauptgefäß hat in der Mitte die offene Amphora gestanden mit Verzierungen des reinsten Kugelamphorenstils: der Hals zeigt ein Gitter- oder Rautenmuster, das durch Bogenstiche ausgespart und gefüllt ist, gerade so wie der Hals der großen Kugelamphora von Baalberge (Jahresschrift I, Tafel III, 8) Die Fransenverzierung auf der Schulter stimmt ebenfalls mit den Schulterverzierungen der Kugelamphoren überein; es sieht aus, als ob ein gemustertes Gewebe oder eine gestickte Kante mit Fransen hat nachgeahmt werden sollen. Dieselbe Verzierung, nur mit hängenden, gefüllten Dreiecken anstatt der Fransen, zeigt ein niedriges Kugelgefäß mit zwei nahe beieinander stehenden Ösen. Ein schönes Feuersteinbeil bestätigt den nordischen Charakter dieser Gefäßgruppe. — Die neue Erscheinung in diesem Kreise sind nun zwei hohe, schlanke Töpfe (23 cm), nach oben ausgebaucht und zur Mündung sich zusammenziehend, die man, wenn sie allein gefunden wären, gewiß einer viel

jüngeren Zeit zugeschrieben haben würde. Der eine Topf zeigt am Übergang zum Halse eine horizontale Reihe von Kerben (mit Fingernagel), der andern an derselben Stelle eine Reihe ovaler Fingereindrücke.

Eine Parallele zu diesem schlanken auf schmalen Boden aufgebauten Topfe besitze ich seit einem Jahre, derselbe wird durch ein schraffiertes Wolfszahnmuster von Furchenstichlinien unter dem Halse deutlicher als obige Gefäße als Zugehöriger der genannten Steinzeitgruppe und Verwandter der Bernburger Gefäße charakterisiert. Er ist in einer Sandgrube gefunden, aus der bald darauf ein Skelett mit einer Kugelamphora, einer unten abgeplatteten Kugelamphora (mit Bogenstichverzierung) und einem bisher noch unbekanntem Topf zutage kam. Der Topf hat am Hals Bogenstichreihen des Kugelamphorenstils, am Bauch ein gefülltes Zickzackmuster des Bernburger Stils. Ich bin nicht dazu gekommen, über diesen Fund Mitteilung zu machen, da ich zunächst über Mitteilungen anderer zu berichten habe.

3. In dem fünften Bande der *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*, und zwar im zweiten Heft, Tafel 7, hat Direktor K. Schumacher einige neolithische Gefäße aus Mittel- und Norddeutschland in der vorzüglichen Weise der dortigen Veröffentlichungen abgebildet, darunter mehrere Vertreter des Rössener Typus aus unserem Gebiete, teils aus Rössen (Kreis Merseburg), teils aus Hindenburg in der Altmark (Kreis Osterburg). Der Verfasser betrachtet diese Gefäßformen als Weiterbildungen solcher des Hinkelsteintypus und hält auch die Verzierungsweise als verwandt mit der Bandornamentik. Die Objekte aus Rössen sind Beigaben eines flachen Skelettgrabes, die in Berlin aufbewahrt werden, nämlich eine reichverzierte Vase, wie sie in Rössen siebenmal gehoben ist (schon öfter veröffentlicht), ein kleines Kugelgefäß, eine kesselförmige kleine Schale, beide mit Randkerbung, und ein flachgewölbter steinerner Spaten¹⁾, wie er bei Bandkeramik sich zu finden pflegt. — Von Hindenburg sind drei Gefäße abgebildet, die in Wernigerode aufbewahrt werden, nämlich eine reichverzierte Vase mit hohlem Fuß, ein Kugeltopf mit zwei horizontalen eingestochenen und eingeritzten Bändern verziert, und ein unverzierter Topf mit schärferem Umbruch und längerem

¹⁾ Ich halte die beiden oft zusammen gefundenen Steingeräte der Bandkeramik, den hochgewölbten sog. Schuhleistenkeil und die flachgewölbte sog. Hacke für Hacke und Spaten, die für den Handbetrieb des Ackerbaus zusammen gehören. Aus der Hacke ist die Pflugschar hervorgegangen.

Hals. Der letztere stammt aus derselben Sandgrube wie die Vase. Die Verzierung der Vase ist, wie Schumacher bemerkt, weniger sorgfältig ausgeführt als die an der Rössener Vase; ich möchte aber ergänzend hinzufügen, daß die Verzierungsweise der Hindenburger Vase m. E. an Originalität der Rössener sehr überlegen ist. Die Idee, durch die Dekoration Kelchblätter anzudeuten, auf denen das Gefäß wie eine Blüte ruht, ist geradezu künstlerisch und an vorgeschichtlichen Gefäßen meines Wissens noch nicht beobachtet. Dieser Idee entsprechend ist auch die Form des Gefäßes ungleich gefälliger und eleganter als die der Vasen aus Rössen, welche trotz ihrer akkurat ausgeführten Zickzackeingravierungen gegenüber dem Hindenburger Gefäß den Eindruck des Plumpen und Handwerksmäßigen machen. — Mit der Hindenburger Vase verknüpft mich allerdings eine gewisse Sympathie, weil ich sie einst aus Trümmern wieder aufgebaut habe; aber ich glaube nicht, daß durch diese persönliche Anteilnahme mein Geschmack beeinflusst wird.

Schumacher veröffentlicht auf derselben Tafel einen Topf des Bernburger Typus aus Alsleben a. S. (Mansfelder Seekreis), der im Provinzialmuseum zu Halle aufbewahrt wird, ein charakteristisches Stück mit breitem Henkel, seitwärts abstehenden Lappen an der Bauchkante und horizontalen Liniengruppen in flacher Stichmanier. Er verspricht, demnächst weitere Beispiele dieses in Süddeutschland unbekanntem Stils zu veröffentlichen und seine Zeitstellung eingehend zu behandeln. Es wird erfreulich sein, diese Chronologie von einem Autor behandelt zu sehen, dem der Beweis durch Tatsachen wichtiger gilt als eigene typologische Konstruktionen.

4. Dem Kongreß des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine zu Erfurt verdankt ein Vortrag des Dr. Götze über „das vorgeschichtliche Thüringen“ seine Entstehung. Derselbe wurde am 28. September 1903 gehalten und ist im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1904, No. 2, abgedruckt. Naturgemäß kann der Verfasser nur flüchtig auf eine Skizzierung der Kulturperioden und auf einige damit zusammenhängende ethnologische Folgerungen (Vorrücken der Germanen) sich einlassen; nur bei der Steinzeit verweilt er etwas länger, um seine bestrittene Chronologie der steinzeitlichen Typen aufs neue vorzutragen. Daß die Schnurkeramik die älteste neolithische Erscheinung Thüringens sei, bleibt eine problematische Behauptung, solange ihr chronologisches Verhältnis zur Bandkeramik in Thüringen nicht nachgewiesen ist — in Westdeutschland bezeichnet bekanntlich die Bandkeramik eine ältere Kulturstufe. — Wenn

dagegen vom Bernburger Typus gesagt wird, er gehöre dem Ende der Steinzeit an, und damit gemeint ist, daß er jünger sei als die Schnurkeramik, so ist das sicher falsch.

Schon die in diesem Jahrbuch (I, S. 16—49) geschilderten Verhältnisse des Baalberger Hügels, der auf der Basis den Bernburger Typus in gewaltigem Steinplattengrabe, dagegen auf halber Höhe am Rande die Schnurkeramik in kleiner leichtgebauter Steinkiste enthielt, werden dem Unbefangenen gelehrt haben, daß in der Bernburger Gegend jedenfalls der Bernburger Typus älter ist als die Schnurkeramik. Vor kurzem sind nun in einem großen aus Findlingsblöcken gebauten Ganggrabe in der Nähe von Cöthen bei Skelettresten an dreißig Gefäße des Bernburger Typus gefunden worden. Wird Götze auch die Ganggräber ans Ende der Steinzeit setzen?

Gerade eine Erscheinung, wie das eben erwähnte Hünengrab von Drosa weist uns darauf hin, daß wir bei unseren Chronologien die skandinavischen auf dem Fortschritt der Grabsitten beruhenden Einteilungen nicht ganz unbeachtet lassen sollten, da uns doch der ethnologische Zusammenhang der südschwedischen, dänischen und norddeutschen neolithischen Bevölkerung längst glaubhaft geworden ist.

Für Schweden und Dänemark gilt nach dem übereinstimmenden Urteil von Männern wie Sophus Müller und Oskar Montelius folgende Reihe der Gräber- und Bestattungsformen:

Erste Stufe: Die kleine Stube (Dysse); Grundform: vier Seitensteine, Granitfindlinge, ein ebensolcher freiliegender Deckstein; sie ist oft umgeben von einem Steinkreis oder -Rechteck. Inhalt: ein sitzender Hocker oder mehrere übereinander (Montelius Per. II).

Zweite Stufe: Die Riesenstube (Jaettestue) oder Hünengrab; Grundform: Langbau aus Granitklötzen (Findlingen) mit mehreren Granit-Decksteinen, die freiliegen; Gang an der Langseite; darum auch „Ganggrab“. Inhalt: Massenbeisetzungen (Montelius Per. III).

Dritte Stufe: Steinkiste aus gespaltenen Steinplatten, meist Sandstein, Fugen mit Ton und Lehm verstrichen, Seiten- und Decksteine mit Erde bedeckt, und zwar entweder a) größerer Bau, starke Platten aufrechtgestellt und quer gedeckt; Inhalt: Mehrere Skelette (Steinplattengrab); oder b) kleine Kiste aus dünnen Platten mit einem Skelett.¹⁾

¹⁾ Die früher gehörte Meinung, daß Sand- oder Kalksteinplatten in Gegenden angewandt seien, wo Findlingsblöcke fehlten, ist unhaltbar: da in Skandinavien sich neben den (älteren) Gräbern aus Findlingsblöcken auch die (jüngeren) aus Steinplatten finden, wie umgekehrt in Thüringen für die schnurkeramischen

Vierte Stufe: Erdhügel ohne größere Steine mit Einzelbestattung.

Auch in Norddeutschland sind alle diese Stufen vorhanden. Die erste (kleine Stube) ist besonders in den nördlichen Teilen (Mecklenburg, Altmark) nachgewiesen, zum Teil noch gleichzeitig mit der zweiten bestehend (Beltz, M. Jahrb. 64, S. 84). Für uns kommt hauptsächlich die zweite und dritte in Betracht. Das Spalten der Steine war jedenfalls ein technischer Fortschritt gegenüber der Verwendung ungespaltener Steinklötze, schon darum wird Steinplattengrab und Steinkiste überall, wo sie auftreten, eine jüngere Kultur darstellen als das Hünengrab aus Findlingsblöcken; die nordischen Archäologen beweisen dies Verhältnis außerdem durch die jüngeren Feuersteingeräte, welche die Plattengräber enthalten, nämlich Dolch und Lanzenspitze, und durch die gelegentlich auftretenden Bronzen.

In dieser Stufe — und der noch jüngeren mit steinloser Bestattung — bewegt sich die Schnurkeramik (3 und 4 des obigen Schemas, Montelius Periode IV).

Für den Bernburger Typus ist durch das aus Granitklötzen hergestellte und mit Gang versehene Hünengrab von Drosa, ebenso wie durch das mit Granitblöcken gedeckte — im Innern freilich schon behauene — Hünengrab von Ebendorf, die Angehörigkeit zu Stufe 2 erwiesen. Auch in Steinplattengräbern (Wulfen, Baalberge, Nietleben) (Stufe 3a) und in Steinkisten (Stufe 3b) bei Nordhausen ist er noch beobachtet. Diejenige Grabform, in welcher der Bernburger Typus bei uns am häufigsten vorgekommen ist, ist die aus geschichteten Steinen oder Trockenmauer hergestellte Grabkammer (Lausehügel bei Halberstadt, Friedeburger Hügel, Spitzehoch bei Latdorf, Stockhof bei Gröna, Gräber von Hornsömmern, Zscherben, auch Moorberg b. Quedlinburg). Diese Kammern verschmähen auch die runde Form nicht und sind in mehreren Fällen mit dem sogenannten falschen Gewölbe, aus vorgekragten Plattensteinen bestehend, gedeckt gewesen (Lausehügel und Friedeburger Hügel)¹⁾. Ein ähnliches Steingrab, aus Trockenmauer und

Gräber ausschließlich Steinplatten angewandt sind, während die Findlingsblöcke in der Nähe zur Verfügung standen, z. B. auf dem Höhenrücken von Farnstedt (vergl. Jahresschr. I, S. 155 auch S. 213: Seeburg). Im Pohlsberg bei Latdorf war das Hauptgrab von Sandsteinplatten aufgebaut, während der umgebende Steinzaun aus Findlingsblöcken bestand. (1½ m höher, ungefähr in der Spitze des Hügels lag der Schnurkeramiker mit Amphora, Schnurenbecher, facettiertem Hammer und — Bronzeperlen, nur 1 m unter der Oberfläche.)

¹⁾ Vergl. Augustin-Friederich, Altertümer des Bistums Halberstadt 1872, S. 9 und III, Jahresbericht des Thür.-Sächs. Vereins, Naumburg 1823, S. 11—12, Tafel V, 1.

falschem Gewölbe hergestellt, hat vor wenigen Jahren Beltz in Mecklenburg kennen gelernt (Hünengrab zu Gresse) und vergleicht dasselbe mit gleichartigen Gräbern im Norden und Westen Frankreichs (Meckl. Jahrbuch 66, S. 129—133) und mit solchen in Irland und Schottland, die Montelius (Orient und Europa I, 1899, S. 58 ff.) anführt.

Für die Zeitstellung dieser Art von Gräbern sind die darin beobachteten Grabsitten entscheidend. Es finden sich darin meist sehr zahlreiche Skelette unordentlich zusammengeschoben und in ihrer ursprünglichen Lage gestört, auch zeigen sich in den Kammern regelmäßig Spuren von Feuern, durch welche auch die dort liegenden Skelette teilweise kalziniert worden sind. Gerade dieselben auffälligen Sitten finden sich in Dänemark in den Riesenstuben (das Feuer auch schon in den kleinen Stuben). S. Müller erklärt die Erscheinungen durch wiederholte Bestattungen in demselben Grabe, Beiseiteschiebung der alten Skelette, Anlegung von Kultusfeuern im gebrauchten Grabe. Die Feuerspuren in den Bernburger Gräbern wurden früher mißdeutet, als habe man den Übergang zur Leichenverbrennung vor sich.¹⁾ Vielmehr wird auch durch diese Übereinstimmung der Grabsitten der Zusammenhang des Bernburger Typus mit der Zeit der Riesenstuben erwiesen. In den Steinkisten (Stufe 3) hört die Sitte des Feueranzündens auf in Dänemark sowohl wie in Deutschland; nur ganz ausnahmsweise erscheint noch einmal mit Schnurkeramik zusammen das Feuer bei massenhaften Skeletten (Auleben).

Die geschichteten Grabkammern schließen sich demnach den Riesenstuben an. Auch technisch ist der Übergang naheliegend. Die Manier, die Lücken zwischen den Findlingsblöcken der Riesenstube durch eingeschobene größere und kleinere Steine auszufüllen, konnte leicht dazu führen, daß man sich mit solchen Schichtungen ohne Blöcke begnügte. Dagegen sind Ton und Lehm bei diesen „Trockenmauern“ noch nicht angewendet. Wir werden dieser Form ihre Stelle zwischen den Blockbauten und den Steinplattenbauten geben müssen (Stufe 2b).

Der Bernburger Typus zeigt sich übrigens auch durch die Keramik mit der Kultur der Ganggräber und Riesenstuben (M. Per. III) verwandt, nämlich durch die eigentümlichen Hängegefäße mit senkrecht durchbohrten Ansätzen und Wulsten, deren Schnur einen ebenfalls senkrecht durchbohrten Deckel festhielt.

¹⁾ Ganz richtig bemerkt dagegen Reinecke, Westd. Zeitschr. XIX, III, S. 228: „Für die jüngere Steinzeit und die älteren Abschnitte der Bronzezeit kommt Mittel- und Nordeuropa ganz allgemein Leichenbestattung zu.“

Außer den Stufen 2 und 3 hat dieser Typus auch noch der Stufe 4 angehört. Am Papenfleck bei Hausneindorf waren Skelett und Gefäße nur mit Gips bedeckt. In Tröbsdorf an der Unstrut waren die Erdgräber mit Steinschichten bedeckt. Bei Tangermünde und Mützlitz lagen die Skelette frei im Sande. Da die Gefäße des Aunjetitzer Typus sich eng an gewisse Formen des Bernburger Typus anschließen, muß man annehmen, daß der letztere sich bis zur Zeit der beginnenden Metalleinfuhr gehalten hat. Die Erdgräber oder Mulden ohne Steinkisten sind in nördlicheren Gebieten ebenfalls bekannt, in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Dänemark, überall sind sie als dem Ende der Steinzeit angehörig charakterisiert, teils durch gedengelte Lanzenspitzen, Griffdolche und durchbohrte Streitäxte, teils auch — durch schnurkeramische Gefäße.¹⁾ Im Gebiet der thüringer Schnurkeramik ist diese Grabform ganz besonders zahlreich vertreten und unterscheidet sich auch dort von den Kistengräbern durch einen jüngeren Inhalt, namentlich durch jüngere Gefäßformen.²⁾ Beachtenswert ist, daß der südliche Teil dieses Gebietes die Schnurkeramik nur in kistenlosen Erdgräbern enthält.

Ich komme also zu folgender Chronologie:

Der Bernburger Typus umfaßt Stufe 2, 2b, 3 und 4. Montel. Per. III u. IV.

Die Schnurkeramik umfaßt die Stufen 3a, 3b und 4. Montel. Per. IV.

Diese Chronologie auf Grund der Grabformen (deren Anwendung für Deutschland schon 1899 R. Beltz nahelegte³⁾, mag im Vergleich mit den bisherigen Typengenealogien als gar zu einfach und leicht faßlich erscheinen; sie hat aber u. a. den großen Vorzug, daß sie sich an die von den skandinavischen Forschern übereinstimmend ermittelte Reihenfolge anschließt,⁴⁾ ferner auch den, daß sie ungesucht das allmähliche Vordringen der neolithischen Einwanderung in Norddeutschland vor Augen führt. In der älteren Steinzeit war zuerst die Ostküste der kimbrischen Halbinsel besiedelt, dann die dänischen Inseln (Worsaae); von da aus schon mit höherer Kultur teils Schweden, teils

¹⁾ Vgl. J. Mestorf (Verh. 1889, S. 468). H. Schumann, Nachr. 1894 S. 82 und 1898 S. 89. R. Beltz, Meckl. Jahrb. 1864 S. 88—91, 124 und 1863 S. 85.

²⁾ Vgl. Götze, Gefäßformen, S. 47 und 31.

³⁾ Beltz, Steinzeitliche Fundstellen, Meckl. Jahrb. 64 S. 131.

⁴⁾ Vgl. u. a. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 55—121. Montelius, De förhistoriska perioderna i Skandinavien 1896.

Mecklenburg (Beltz) — Gebiet der kleinen Stube, Stufe 1. — Die Ausbreitung der Hünengräber über Altmark, Hannover bis Cöthen zeigt die Besiedlung der zweiten Stufe. Die Steinkisten, bis Finne und Unstrut reichend (Götze), zeigen die Ausdehnung des Besiedlungsgebietes in der dritten Stufe. Die vierte Stufe mit kistenlosen Hügel- und Flachgräbern hat dann noch den Südrand bis Altenburg und Jena in Besitz genommen.

Ein wichtiges Beweismittel für die Chronologie liefern die Glocken- oder Zonenbecher. Der Glockenbecher gehört dem Ende der Steinzeit und dem Beginn der Metallzeit an. Dem von Voß geführten Nachweis stimmte Götze noch 1898 zu.¹⁾ Nach Montelius (Chronologie d. ä. Br. S. 195) entstammen die glockenförmigen Becher in England dem letzten Steinalter und dem ersten Bronzealter und sind „offenbar älter als die in Norddeutschland und Dänemark gefundenen Becher ähnlicher Form“ (S. 193). Für diese Ansetzung sprechen auch die mitgefundenen Kupferdolche, die als Nachbildungen oder auch Vorbilder der Feuerstein-Griffdolche gelten, also zur IV. Periode (Montelius) gehören. Dasselbe bekunden die mit den Glockenbechern zusammen gefundenen steinernen Armschienen, die nach Reinecke „nachweislich auch noch in der frühen Bronzezeit vorkommen“,²⁾ nach Montelius „in England und anderen Ländern dem letzten Steinalter und dem ersten Bronzealter entstammen“. Die Periode des Glockenbechers im letzten Steinalter und Beginn der Metallzeit steht also fest. Im Jahre 1900 fand Götze Gründe für die Gleichzeitigkeit der Schnurkeramik mit dem Glockenbecher (Zonenbecher) in Thüringen.³⁾ Aber anstatt nun die Schnurkeramik der Periode des Glockenbechers zuzuweisen, erhob er diesen auf einmal in die ältere Stufe der jüngeren Steinzeit. Selbstverständlich stimmt nun das System nicht mit den Beobachtungen in anderen Gegenden⁴⁾; daher der Widerspruch oder die stillschweigende Ablehnung. Die steinzeitliche Chronologie ist noch nicht sicher genug ermittelt, um sie in einem zur Aufklärung

¹⁾ Voß in Verhandl. 1895 S. 121 ff. Götze in Nachr. 1898 S. 22: „Für das Thüringer Gebiet möchte ich lieber die erstere als die letztere Bezeichnung wählen.“

²⁾ Westdeutsche Zeitschr. XIX, III, S. 231.

³⁾ Götze, Vortrag in Halle und in der Berl. Anthrop. Gesellsch. 28. April 1900 (Verhandl. S. 261—263).

⁴⁾ In Pommern, Mark Brandenburg, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Böhmen, West- und Ostpreußen (Tischler setzte die Schnurkeramik in die kupferführende Schlußperiode der Steinzeit).

weiterer wissenschaftlicher Kreise bestimmten Vortrage als Ergebnis der prähistorischen Forschung mitteilen zu können.¹⁾

5. In den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde von 1903 Heft 3 berichtet Dr. Hahne (Magdeburg) über einen Depotfund von Piesdorf bei Belleben (Mansfelder Seekreis), der aus einem Tongefäße von Aunjetitzer Typus und drei massiven Bronze-Armringen der Periode I besteht. Prof. Kossinna hat dazu die chronologischen Erläuterungen geschrieben, die zur Vergleichung in erster Linie einen im Jahre 1709 gemachten Depotfund von Osterburg in der Altmark und einen Fund von Tuchem (Kreis Jerichow) heranziehen. Da der erstere nicht mehr vorhanden und nur durch Beckmanns Beschreibung und Abbildung vom Jahre 1751 überliefert ist, der zweite in Genthin vorhanden, aber noch nicht veröffentlicht, so sind diese beiden Mitteilungen aus der Provinz Sachsen auch an sich wertvoll.

Die Bronzeringe von Piesdorf stellen sich dar als eine im Elbgebiet auftretende, seltene Lokalform und Abart der zahlreichen ostdeutschen sogenannten Beinringe, über die Kossinna in seinem wichtigen Aufsatz über „die indogermanische Frage etc.“ (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 191, Abb. 22) gehandelt hat, und deren zahlreiches Auftreten in einem frühen Teil der ersten Bronzeperiode von Schlesien und Posen bis an die Elbe er dort nachgewiesen hat.

6. Im Archiv für Anthropologie N. F. Bd. I Heft 4, Braunschweig 1904 S. 236—253 hat K. Lüdemann über zwei Urnenfelder bei Kricheldorf (Kreis Salzwedel) auf Grund eigener Ausgrabungen berichtet. Es handelt sich auf dem einen Felde um rund 350, auf dem anderen um rund 400 Gräber, von denen die Hälfte schon früher zerstört worden ist. Die Felder liegen auf den südlichen und westlichen Abhängen von zwei benachbarten Sandhügeln in der Kricheldorfer Heide. Die verbrannten Leichenreste sind teils in Urnen, teils ohne Urnen oder sonstige Behälter in Erdlöchern beigesetzt. Zierate von Eisen und Bronze, wie Fibeln, Nadeln, Gürtelhaken, Ohringe und andere Ringe, dazu Glasperlen, auf Bronzedraht gereiht, sind beigegeben. Verfasser nimmt an, daß die beiden gleichartigen Gräberfelder die ganze La-Tène-Zeit hindurch „von 400 v. Chr. bis etwa 100 n. Chr.“ benutzt worden sind. Doch scheint es in der Hauptsache sich um Gräber der Mittel-La-Tène-Zeit, d. h. des 3. und 2. Jahrhunderts v. Chr., zu handeln, wie sie aus der Altmark und der Magde-

¹⁾ Ebensovienig freilich sollte die subjektive Chronologie maßgebend sein für die Berichterstattung im Zentralblatt.

burger Gegend schon mehrfach bekannt sind, z. B. Arneburg, Hindenburg, Bülstringen, Leitzkau, Plötzky, Schermen, Hohenwarthe, Oschersleben. Die wenigen Stücke, die etwa älteren Charakter haben, können sehr wohl Nachahmungen südlicher Formen sein und der mittleren Periode angehören, wie z. B. Fibeln mit weit zurückgebogenem Fuß und vasenförmigem Schlußknopf oder runder Perle darauf.¹⁾ Es ist deshalb zu bedauern, daß man nicht erkennen kann, ob die älteren Formen immer getrennt von den jüngeren aufgefunden sind, oder wenigstens teilweise gemischt. Merkwürdig sind zwei große, gekrümmte Bronzenadeln mit großem kreuzförmigen Zierstück am Kopfe (wahrscheinlich Haarnadeln). Waffen sind in den beiden Feldern nicht vorgekommen. Die Niederlassungen zu den Gräbern sind bisher nicht entdeckt. Die so ausgestatteten Brandgräber der jüngeren Hallstattzeit und der La-Tène-Periode in Norddeutschland rühren von germanischer Bevölkerung her.

7. In den Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte u. A. Jahrg. 1903 beschreibt unter Beifügung von zwei Tafeln Prof. Florschütz das Urnenfeld auf dem Simmel, einem Höhenrücken zwischen den Flüssen Gera und Wipfra, inmitten der Orte Ictershausen und Eischleben. Durch die Kiesgewinnung sind diese Brandgräber entdeckt, teilweise auch zerstört, an mehreren Stellen ist durch den Gothaischen Geschichtsverein gegraben. Die Urnen waren flach beigesetzt und standen in Gruppen beieinander; sie enthielten Brandgebein und Schmuckstücke von Bronze und Eisen, besonders Gürtelhaken und Fibeln des früher sogenannten Mittel-La-Tène-Schemas. Die Tongefäße sind gedreht und von schöner Form. Die Bestattungen sind also ähnlich den in dieser Jahresschrift Bd. I durch Förtsch beschriebenen von Klein-Corbetha und gehören wie diese der Spät-La-Tène-Periode an. Da wir in den allmählich von Norddeutschland nach Thüringen vorrückenden Brandgräbern der Hallstatt- und La-Tène-Zeit den Nachlaß der vordringenden germanischen Bevölkerung erkennen, dürfen wir diese Bestattungen aus der Zeit Cäsars und der Suebenwanderung den Hermunduren zuschreiben.

8. Von den beiden schon oben genannten Herren Hahne und Kossinna wird in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1903 Heft 4 ein interessanter Fund aus der späteren Kaiserzeit besprochen, indem Hahne die Beschreibung des in seinen

¹⁾ Vgl. Reinecke, Zur Kenntnis der La-Tène-Denkmal der Zone nordwärts der Alpen in der Festschrift des röm.-germ. Zentral-Museums, Mainz 1902, S. 8 u. 32.

Besitz übergegangenen Fundes gibt, Kossinna die chronologische und kulturgeschichtliche Würdigung. Es handelt sich um zwei Skelettgräber von Trebitz bei Wettin, die außer Tongefäßen, Beinkämmen, Bronzedraht-Armband, Bronzefibeln, Bronzeschnalle, Eisenmesser, auch zwei breite Bronzebecken enthalten haben. Diese selteneren Einfuhrstücke provinziäl-römischer Fabriken geben Kossinna Anlaß zur Zusammenstellung gleichartiger Vorkommnisse, und bei dieser Gelegenheit bespricht er auch das Inventar einiger früherer Funde unseres Gebiets: Beudefeld bei Weißenfels, Zwintschöna im Saalkreise, Voigtstedt bei Sangerhausen (die beiden ersten im Provinzialmuseum zu Halle, der dritte im Völkermuseum zu Berlin). Diese Angaben über Funde, die bisher noch gar nicht, oder nur unvollkommen veröffentlicht sind, bilden für uns eine dankenswerte Zugabe. Wertvoll sind auch die Bemerkungen und Parallelen zu den Tongefäßen mit starken, von innen herausgearbeiteten Rippen, sowie die übrigen aus reicher Kenntnis geschöpften Aufzählungen. Die Skelettgräber von Trebitz sind in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. angelegt.

9. Auf die Funde der früheren und späteren Kaiserzeit in Thüringen, Sachsen, Anhalt und den angrenzenden Gebieten habe ich Bezug genommen in dem Referat, das ich auf der Erfurter Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1903 zu halten hatte über den Antrag der Lothringischen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, daß die Forschung nach dem Einfluß der römischen Kultur auf diejenigen Gegenden Deutschlands, die nicht dem römischen Herrschaftsbereich angehört haben, durch den Gesamtverein einheitlich organisiert werden solle. Das Referat ist seitdem im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1904, No. 2, S. 72—78 und in den Protokollen der Erfurter Generalversammlung abgedruckt. — Die zahlreichen Münz- und Grabfunde Mitteldeutschlands führen zu der Erkenntnis, daß der Einfluß der römischen Kultur durch direkten Handel und Nachahmung der Sitten erst in der späteren Kaiserzeit (3.—4. Jahrh.) in unserem Gebiet wahrzunehmen ist, während die scheinbar klassisch beeinflusste Keramik Mitteldeutschlands in der älteren Kaiserzeit (Mäanderurnen) und die Fibelindustrie dieser Periode nicht von römischen, sondern von keltischen (La-Tène-) Vorbildern ihre Anregungen empfangen hat. Eine große Zahl von Funden unseres Gebiets, aus denen diese Beobachtungen geschöpft sind, werden angeführt.

10. Zu einem gleichen Resultat gelangt Götze in einem Aufsatz über „die Germanen zur Römerzeit und ihre Kultur (auf

Grund der Funde dargestellt)“, den der Verfasser in derselben Sitzung der Erfurter Generalversammlung des Gesamtvereins (27. Sept. 1903) an mehrere Interessenten verteilte. Der Aufsatz ist in der Wochenschrift „Umschau“, von Bechhold, Jahrg. VII, No. 37 und 38, Sept. 1903, veröffentlicht und in praktischer Weise mit Abbildungen von Gegenständen des Völkermuseums in Berlin ausgestattet. Obwohl die Arbeit sich nicht speziell auf Thüringen und Sachsen, sondern auch auf die ostgermanischen und skandinavischen Verhältnisse bezieht, so durfte er doch hier erwähnt werden, da die geschilderten kulturgeschichtlichen und technischen Erscheinungen größtenteils auf unser Gebiet zutreffen und auf Grund der hier gemachten Beobachtungen dargestellt sind. Funde aus unserer Provinz sind nicht genannt.

11. Über das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung hat Dr. Zschiesche auf der schon erwähnten Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine Sept. 1903 einen Vortrag gehalten, der nun erweitert im Druck vorliegt nebst einer Karte und drei Tafeln vorgeschichtlicher Gegenstände; Erfurt 1904, Keysersche Buchhandlung. Wir lernen steinzeitliche (bandkeramische) Wohnstätten kennen am Nordhang des Steigers, am Westhang des Petersberges und weiter nördlich davon am hohen Ufer der wilden Gera („dem hohen Stade“). Darauf Tènesiedlungen am Nordhang des Petersberges und dem sich anschließenden hohen Ufer, hier teilweise gemischt mit den steinzeitlichen. Alle diese Fundstellen sind durch die Sorgfalt und den unermüdlichen Eifer des Herrn Verfassers in früheren Jahren beobachtet und untersucht worden, und die Stadt Erfurt verdankt ihm die Möglichkeit, ihr Alter in eine graue Vorzeit zurückzuverfolgen, „die den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte“. Durch Schilderung ihrer Kultur sucht Verfasser das Interesse für diese Erfurter zu wecken und macht schließlich den Versuch, den Übergang zum geschichtlichen Erfurt durch Berufung auf einige Sagen herzustellen (Merwigsburg und Möbisburg; die zwölf studiosi auf der Glücksscheibe). Das Schriftchen ist wohl geeignet — und das ist gewiß sein Zweck — die Aufmerksamkeit der Erfurter auf ihre vorgeschichtlichen Altertümer zu lenken und die Sammlung derselben in einem würdigen Museum zur Sache des Lokalpatriotismus zu machen.

Den Stolz des Erfurters auf das hohe Alter seiner Vaterstadt möchte ich auf keinen Fall mindern, wenn ich die steinzeitlichen Siedlungen am Petersberg und Steiger nur als Vorläufer, aber nicht als Anfang der Stadt Erfurt betrachte. Der Abstand der La-Tène-Periode von der Steinzeit beträgt 1500 Jahre; die wenigen bronze-

zeitlichen Gräber, die einigermaßen als solche erwiesen sind, gehören dem Ende der Periode an und können die Lücke zwischen den beiden Siedlungen etwa um 400 Jahre verkürzen. Also bleiben immer noch 1100 Jahre, aus welchen wir nichts von einer Besiedlung des Erfurter Bodens wissen. Diese Verhältnisse eines zur Ansiedlung so wohlgelegenen Ortes bestätigen, was wir aus der Gesamtbetrachtung des vorgeschichtlichen Nachlasses unserer Gegend wissen, nämlich daß die älteren und mittleren Perioden der Bronzezeit bei uns im Vergleich mit anderen Gebieten sehr schwach vertreten sind, daß also eine Auswanderung der Bevölkerung am Ende der Steinzeit stattgefunden haben muß, wie auch Zschiesche erwähnt. Über die archäologischen Spuren derselben hat bekanntlich Kossinna wichtige Fingerzeige gegeben (Zeitschr. f. Ethn. 1902, H. 5). Die steinzeitliche Siedlung ist also eingegangen. Auch der Name „an dem hoen stad“ (1350) enthält keine Erinnerung an frühere Ansiedlung, weder steinzeitliche noch tènezeitliche, denn daz stad bedeutet nicht eine Stadt, sondern einen Uferplatz zum Anlegen der Schiffe und Kähne, Gestade¹⁾.

Aber auch die La-Tène-Siedlung vor dem Andreastor wird kaum als der Ursprung Erfurts angesehen werden können; die angeführten datierbaren Funde jener Wohngruben scheinen dem älteren Abschnitt der La-Tène-Zeit anzugehören; als Spät-La-Tène ist mit Sicherheit nichts zu bezeichnen, ebensowenig ist die römische und die Völkerwanderungsperiode an diesen Stätten zu erkennen, also wieder eine Lücke von 5–600 Jahren. Zschiesche muß seine Beispiele für diese Zeiträume benachbarten Ortschaften entnehmen. So ist es doch erst das fränkische Grab der merowingischen Zeit (etwa 7. Jahrh.), in der Niederung des jetzigen Stadtgebiets, aber außerhalb der alten Stadt gefunden, das auf die Anfänge Erfurts hindeutet.

Die fränkische Herrschaft hat schon im 7. Jahrhundert in Thüringen bedeutende Reichs- oder Königsgüter besessen, wie die Schenkung des fränkischen Herzogs Heden II. an den Bischof Willibrord 704 beweist (ein Hof in Arnstadt, drei Kossaten mit hundert Morgen in Mühlenberg [castellum] und in Monra. Auch in Erfurt muß schon früh ein größerer Königsbesitz gewesen sein, denn sonst hätte nicht Bonifaz 742 den Bischofssitz dorthin legen können; der Vertreter der fränkischen Königsmacht, sei es Bonifaz, sei es, wie die Überlieferung sagt, König Dagobert III. oder sein Hausmeier (711), hätte nicht das Peterskloster auf dem Petersberge und das Pauls-

¹⁾ Vergl. NibL. 368,2, Heliand 2902 u. 2963, Hartmann: Erec. 7065 u. 7625.

Nonnenkloster auf der Vorstufe jenes Berges (Severi) errichten und ausstatten können, wenn ihm nicht der Berg und andere Güter gehört hätten. In der Tat wird auch eine königliche Pfalz (palatium publicum) zu Erfurt 802 erwähnt; bei der Überführung der Gebeine des h. Severus wird Erfurt um 858 als locus regalis bezeichnet¹⁾. Die Berufung von Reichsversammlungen schon 852 durch Ludwig d. D., 936 durch Heinrich I. u. v. a. läßt ebenfalls das Vorhandensein einer königlichen Pfalz erkennen. Das Kloster auf dem Petersberg nannte sich stets „königliches“ Kloster; es ist also wie die von Corvey, Quedlinburg, Nordhausen, Pöhlde, Memleben u. v. a. auf königlichem Grund und Boden und mit königlicher Dotation errichtet.

Als Bonifaz 742 Erfurt zugleich mit Würzburg und Buriaburg zu Bischofssitzen vorschlug, wußte er, daß Bistümer nicht an offenen Orten (villae) eingerichtet werden sollten; er bezeichnet in seinem Briefe an Papst Zacharias Würzburg als castellum, Buriaburg als oppidum (befestigter Wohnplatz), von Erfurt sagt er, daß es schon vor alten Zeiten (iam olim) eine Burg der heidnischen Landbevölkerung gewesen sei (fuit). Die Worte lauten: urbs paganorum rusticorum. Im 8—10. Jahrh. bedeutet urbs regelmäßig eine Burg, oft wird noch im 11. und 12. Jahrh. mit urbs eine Burg bezeichnet, die nie Stadt geworden ist (als Stadt wird ein Ort durch die Bezeichnung civitas charakterisiert). Man hätte deshalb den Ausdruck des Bonifaz nicht als „Stadt heidnischer Bauern“ übersetzen sollen, die außerdem eine contradictio i. a. ist, da rustici gerade Leute sind, die nicht in der Stadt wohnen. Diese „Stadt“ heidnischer Bauern schon lange vor Bonifaz hat die Vorstellungen von der Entwicklung Erfurts zur Stadt bisher recht verwirrt. Der Ausdruck des Bonifaz bezeichnet vielmehr eine Volksburg, Bauernburg, Wallburg, die als Zufluchtsort der umwohnenden Bevölkerung diente und damals gewiß von Wald umgeben war. Wir haben hier ein gutes historisches Zeugnis dafür, daß in heidnischer Zeit auf dem Petersberge und vielleicht auch auf seiner Vorstufe, dem Severi- und Domberge, eine Wallburg bestanden hat, wie sie heute noch auf manchem Berge Thüringens zu sehen ist.

Auch die seit Mitte des 12. Jahrhunderts niedergeschriebene Überlieferung weiß davon, daß auf dem Petersberge vor Errichtung des Klosters eine Burg bestanden habe, die sogenannte Merwigsburg, und erklärt den Namen damit, daß ein alter thüringischer König Merwig

¹⁾ Diese wie mehrere andere Quellennachweise nach Krauth, Untersuchungen über den Namen und die ältesten Geschichtsquellen der Stadt Erfurt, 1904.

diese gebaut habe, von dem sie dann durch Erbschaft (!) in Besitz der fränkischen Könige gelangt sei. König Dagobert habe dann Burg und Namen beseitigt, um das Peterskloster dort zu erbauen. — An eine Eroberung Thüringens durch die Franken scheinen die Erfurter keine Erinnerung mehr gehabt zu haben, darum mußte der fränkische König den Thüringischen als dessen Enkel beerbt haben. In Wirklichkeit brauchten die fränkischen Könige zur Gewinnung von Königsgut den Erbgang nicht; sie hatten das königliche Recht auf den Eremus, d. h. auf alles unbewohnte und unbesessene Gebiet, ausgebildet; schon auf Grund dieses Anspruchs konnten sie die unbewohnte Volksburg zum Königsgut schlagen. Sie konnten aber auch durch Konfiskationen, wie die nach dem Aufstand thüringischer Edeln 786 das Reichsgut stattlich vermehren (Chron. Moiss. Scr. I p. 297 und Ann. Naz. Contin. Scr. I p. 41: possessiones vero vel agri eorum omnes infiscati esse noscuntur).

Der Petersberg war also königliches Gut. Die Volksburg darauf kann in heidnischer Zeit als Kultusstätte gedient haben, wie Zschiesche vermutet, wenigstens wurde der Name Merwigsberg in der älteren Überlieferung (Auct. Lamb. und Auct. Eckeh.) als heidnisch empfunden (deletoque paganico nomine eiusdem urbis vel montis); bebaut war sie nicht, sondern diente noch im 7. Jahrhundert als Zufluchtstätte. Erst die Errichtung des Petersklosters (711?) hat der Volksburg ein Ende gemacht. War das Kloster befestigt wie die Klöster der sächsischen Periode, so konnte es eine Burg wohl ersetzen; wahrscheinlich hat aber auf demselben Plateau auch die königliche Pfalz gestanden (palatium publicum); wenigstens war 1664 neben dem Kloster auf dem Petersberg noch Platz genug, um daselbst eine erzbischöfliche Zwingburg oder Zitadelle anzulegen.

Der Königshof, von dem aus die königliche Länderei bewirtschaftet wurde, hat wahrscheinlich nicht auf jener Burgstätte (urbs) gelegen; die großen Königshöfe befinden sich meist am Fuße der höher gelegenen Schutzburg oder Volksburg. Daß in Erfurt ein Königshof bestanden hat, und zwar außerhalb der einstigen Burg, wird bewiesen durch ein Schriftstück, das zur Zeit Barbarossas oder Friedrichs II. den Mönchen des Petersklosters den Besitz wichtiger Königsgüter verschaffen sollte. Es ist ein angebliches Schenkungsdokument des Königs Dagobert für das von ihm gestiftete Kloster, das schon an der gotischen Form seiner Buchstaben als Fälschung zu erkennen ist. Die königlichen Güter, die damals begehrenswert waren, können wir trotzdem aus dem Schriftstück ersehen. Die Fälscher lassen den königlichen

Stifter und Schenker sagen, daß er dem Kloster seine Burg (urbem nostram nomine Merwigesburge) mit allem Zubehör (d. h. die einstige Wallburg auf dem Petersberge) geschenkt habe, und daß er außerdem auch 50 Scheffel Weizen, 100 Scheffel Gerste, 100 Scheffel Hafer von seinem Königshofe (de curia mea) zum Lebensunterhalt der Mönche bestimmt habe. Der Königshof war vielleicht jener große Hof am Fuße des Petersbergs, der später als Mainzerhof dem Erzbischof gehörte (Mainzerhof-Straße). Derselbe braucht noch nicht zu Dagoberts Zeiten bestanden zu haben, sondern kann sehr wohl erst unter Karl d. Gr. geschaffen sein, der für Ausscheidung von Königsgut und ruralis provisio villarum regiarum auch in Thüringen Sorge traf (775—786).¹⁾

Der Berg mit der alten Burgstätte hieß seit dem Klosterbau Petersberg, daß er vorher Merwigesberg geheißen hat, wie wir aus den Quellen des 12. Jahrhunderts erfahren, ist möglich; es kann aber auch sein, daß dies schon ein volkstümlich umgestalteter Name war, Bonifaz nennt ihn nicht.²⁾ Erphesfurt hat die Burg (urbs) sicher ursprünglich nicht geheißen, obwohl sie Bonifatius 742 so nennt. Er und schon die fränkischen Beamten vor ihm werden das königliche Gut ihrer Gewohnheit gemäß lieber mit dem Namen des benachbarten bewohnten Ortes als mit dem des unbewohnten Berges bezeichnet haben. Die Umnennung wird in den ältesten, vor 1152 geschriebenen Quellen dem König Dagobert III., also der fränkischen Herrschaft vor Bonifaz, zugeschrieben — wahrscheinlich mit Recht.

Der Name Erphesfurt paßt nur auf die Übergangsstelle durch die Gera. Trotzdem hat die Stadt Erfurt nicht etwa von jener Furt aus

¹⁾ Vgl. Rübél, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem, Bielefeld u. Leipzig, 1904, S. 361—379, 341.

²⁾ Wie wenig auf die volkstümliche Form der Namen zu geben ist, sieht man an den falschen Folgerungen, die an den Namen der Möbisburg (6 km südlich von Erfurt) noch jetzt wie im 14. Jahrhundert geknüpft sind. Dieser Name soll nach Chron. Thur. (geschrieben 1396) im Volke Merwersburgk gesprochen sein, Grund genug, den Platz ebenfalls dem fingierten König Merwig zuzuschreiben. Auch Zschiesche ist geneigt, an den Gleichklang der Namen Folgerungen für die Gleichzeitigkeit und Gleichartigkeit der Erfurter Burg und der Möbisburg zu knüpfen. In den Urkunden heißt aber die letztere noch 1305 Meinwartsburc, hat also mit Merwig nichts zu tun. Aber der Grundriß der Möbisburg, den Z. mit veröffentlicht, gleicht durchaus dem einer fränkischen curtis, z. B. der Heisterburg oder der karolingischen curtis Schieder, die ebenfalls eine Kirche enthält. Jener Meinwart, ursprünglich Maginwart, wird also ein Franke aus der Zeit Karls d. Gr. gewesen sein.

ihre Entstehung und städtische Ausdehnung genommen, sondern von der Burg aus, ähnlich wie die Städte Mühlhausen, Nordhausen, Quedlinburg, Saalfeld, die sich auch an die Burg angeschlossen oder aus der Vorburg sich entwickelt haben, während das ältere Dörfchen, von dem Burg und Stadt den Namen entlehnt hatten, noch lange außerhalb der Stadt liegen blieb (Alt-Mühlhausen, Alten-Nordhausen, Quitlinga, Alt-Saalfeld). In Erfurt trat seit 1123 an die Stelle der alten Burg die neue erzbischöfliche auf der Vorstufe des Petersbergs, dem *altus mons* des Severistifts (*castrum munitissimum*). — Ein Dorf Schildenrode, das ebenfalls auf dem Boden der jetzigen Stadt gelegen haben soll (Schildchen und Schildgasse), kann schon seines Namens wegen nicht vor der Karolingerzeit entstanden sein.

Erfurt kann also auf ein recht hohes Alter stolz sein, wenn, wie soeben nachgewiesen, die Anfänge der Stadt auch nicht in der Steinzeit, sondern in dem merowingischen Zeitalter liegen.

12. Man könnte zweifelhaft sein, ob in ein Jahrbuch für Vorgeschichte obige Untersuchungen über eine schon geschichtliche Zeit gehören; allein die merowingische Periode ist mit gutem Grunde der Vorgeschichte zugewiesen, weil in unseren Gegenden die Nachrichten aus jenem Zeitalter so dürftig fließen, daß vielfach erst die Archäologie den Nachweis erbringen muß und über den Kulturzustand die Hauptaufschlüsse gibt. Auf die Aufgabe der archäologischen Forschung zur Aufhellung der fränkischen Einrichtungen hatte ich deshalb 1903 unter anderen Aufgaben hingewiesen in einer Schrift, betitelt „Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen“ (Halle, Hendel), die von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen als Begrüßungsschrift der schon erwähnten Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine in Erfurt überreicht wurde. Die Probleme, um die es sich dort handelt und zu deren Lösung die Archäologie der Geschichtswissenschaft gute Dienste leisten kann, betreffen hauptsächlich die Herkunft und Verbreitung der Indogermanen, die Besetzung Deutschlands durch die Germanen und die Siedelungen und Schöpfungen der Franken im deutschen Eroberungsgebiete.

P. Höfer.